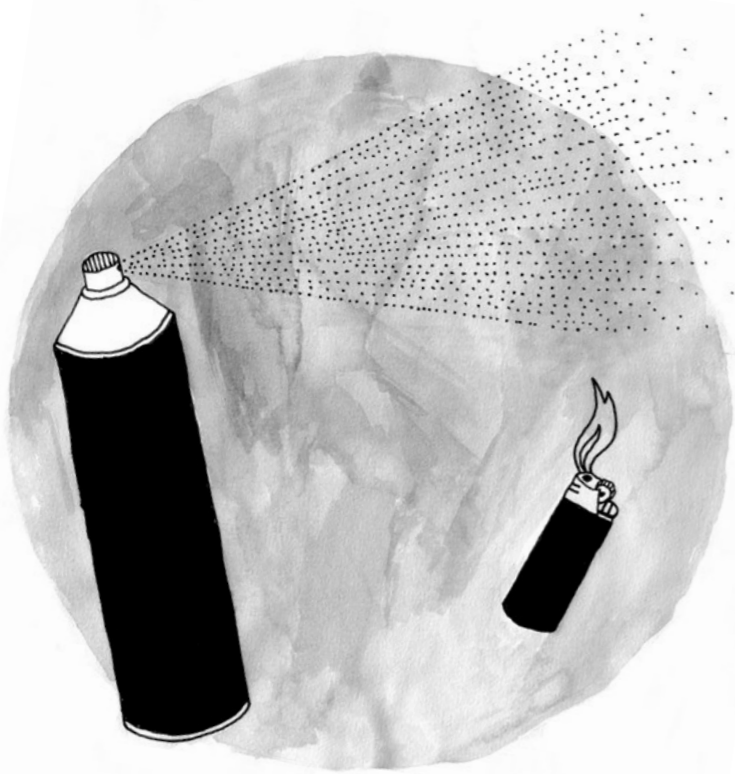


GOTT KOMP LEX 20



Mensch, waren das viele Bullen. Sie waren überall. Also wirklich ü-ber-all. Es waren Bullen vor dem Dönerladen, Bullen in den U-Bahnstationen, Bullen, die Ausgänge von Parks absperren und ein Haufen Bullen, die den Verkehr regelten respektive behinderten. Polizisten in schwarzen Uniformen, männliche und weibliche, maskierte und unmaskierte, schwer und leicht bewaffnete, die sich in Autos und zu Pferd fortbewegten, in Panzern angedüst kamen, Baugerüste erklimmen und sich in den Führerkabinen der Wasserwerfer verschanzen. Egal, wo man sich in Hamburg umsieht, wie in einem Suchbild konnte man sich der Beamten sicher sein, die irgendwo beiläufig herumstanden und auf ihre große Stunde in diesem Spektakel warteten. Hamburg als Polizeistadt. Dass der G20-Gipfel dennoch in Chaos und Gewalt ausartete, konnten selbst die 23.000 Sicherheitskräfte aus ganz Deutschland nicht verhindern. Wahrscheinlich waren sie mit ein Grund, warum es überhaupt so weit kam.

Text: anonym / Illustrationen: Philipp „Fulup“ Pöschl

„No sleep, heeey, no sleep – wake up!“ Es ist etwa vier Uhr morgens, als Ali ins Wohnmobil stürmt und uns aufweckt. Unser Trip nach Hamburg beginnt mit einem schweren Unfall. Auf der Autobahn überholt ein LKW unser Wohnmobil. Kurz bevor er sich wieder vor uns eingliedern will, kommt ein PKW mit über 140 Sachen von hinten angrast und kracht in das Heck des Lasters. Ein Funkenregen ergießt sich über unseren Camper, der weiße PKW wird einige hundert Meter mitgeschleift, reißt plötzlich nach

rechts aus und prallt mit voller Wucht gegen einen Baum. Wir halten am Pannestreifen und sehen nach dem Fahrer. Er hat überlebt. Seine linke Gesichtshälfte ist fett angeschwollen und blutüberströmt. Er läuft herum, als wäre nichts passiert, der Schock lässt ihn sagen, dass alles okay sei und es ihm gut gehe. Er hustet und spuckt Blut. Mir wird schlecht bei seinem Anblick und ich gehe zurück zum Wohnmobil. Wir warten auf Krankenwagen und Polizei, rauchen uns den Stress von der Seele und fahren weiter. Gegen Mittag kommen wir in Hamburg an und parken das Wohnmobil am Stadtrand neben einer Kirche. Es dauert keine 30 Minuten, bis vier Polizisten vor uns stehen, unsere Ausweise checken und Personalien aufnehmen. Als wir uns auf den Weg in die Stadt machen wollen, spricht uns eine Anrainerin an, bekundet uns ihre Solidarität und beschwert sich, dass sie wegen der Polizeisperren seit vier Stunden nicht zu ihrer Arbeit komme. Es ist der 6. Juli 2017, der Tag vor dem Gipfel. Die Staatsoberhäupter reisen an und die Stadt ist quasi abgeriegelt. Überall Panzer, Wasserwerfer, Straßensperren und Bullen, Bullen, Bullen. Egal wohin wir gehen wollen, wir stoßen auf eine Gruppe Polizisten, die uns sagt: „Ihr könnt hier nicht gehen.“ Während des gesamten Trips bekommen wir dieselbe Antwort, wenn wir fragen, warum nicht: „Das weiß ich nicht.“ Willenlose Schergen. Wir schlendern an der Elbe entlang und stoppen in einem Park, um uns die Militärhubschrauber und Flugzeuge am blitzblauen Himmel über Hamburg anzusehen. Für mich hier unten sieht das aus wie ein enormer Schwanzvergleich. Wer hat die geilsten Hubschrauber, wer die teuersten Limousinen, wer die meisten Sicherheitsleute im Gepäck. Wie Zombies stehen überall diese Sicherheitskräfte rum

und hindern uns am weitergehen. Wir sind genervt und gehen schon am frühen Abend zurück zum Wohnmobil. Die ganze Nacht lang hören wir die Explosionen der Böller, Polizeisirenen und das Heulen von Krankenwagen. Einige Luftkilometer von uns entfernt liefern sich Demonstranten Straßenschlachten mit den Bullen. Irgendwann fallen Schüsse. Die Polizei hat Warnschüsse abgefeuert, um die aufgeheizte Demo zu stoppen.

„Welcome to Hell“, so haben die Globalisierungskritiker die Proteste gegen den Gipfel der Staatschefs der wichtigsten Schwellen- und Industrieländer angekündigt. Am 7. und 8. Juli diesen Sommers fand der zwölfte G20-Gipfel statt, erstmals in Deutschland und nach Austragungsorten wie beispielsweise Washington DC (2008), London (2009) oder St. Petersburg (2013) in der 2,7 Millionen Einwohner Stadt Hamburg. Alle waren sie da, Putin, Erdogan, Trump, Merkel, Juncker, Macron, der Staatsminister von Saudi Arabien al-Assaf, Jinping alias der Präsident von China und noch ein paar zwielichtige Gestalten. Mehr als 130 Millionen Euro Steuergelder hat das die deutsche Bevölkerung gekostet, angeblich. Bis heute wurden die Details zu den Ausgaben weder von der Bundesregierung noch vom Land Hamburg bekanntgegeben. Auch die Kosten für Sondereinsatzkommandos, 61 Polizeipferde und 153 Polizeihunde sind in dem Betrag nicht mitberechnet. Beim G20-Gipfel 2010 in Toronto überstiegen die geschätzten Kosten die Milliardengrenze. Die Bilanz dieses Gottkomplex-20-Spektakels in Hamburg: 345 Strafanzeigen, 51 Haftbefehle, hunderte verletzte Polizisten und Demonstranten, eingeschlagene Scheiben, brennende Autos, massenhaft Tränengas und Wasserwerfer.

Am 7. Juli sind die eigentlichen Treffen der Gottkomplexler geplant. Motto der Proteste: Hindert die Staatschefs am Erreichen der Verhandlungsräume. In der ganzen Stadt gibt es kreative, gewaltfreie Aktionen, die versuchen, die Treffen friedlich zu blockieren. Davon will die Presse nicht so viel wissen, geistreicher Protest macht keine guten Schlagzeilen. Aber das, was am späten Nachmittag am Elbufer passiert, das lässt sich verkaufen. Merkel hat ihre Heinis zu einem Konzert in der Elbphilharmonie eingeladen. Eine angemeldete Demo mit tausenden Leuten bewegt sich von St. Pauli Richtung Hafen. Die Polizei steht dort schon bereit, hunderte Beamte wollen den Demozug am weiterkommen hindern. Über's Megafon erklären sie die Kundgebung für aufgelöst und fordern uns auf, das Areal zu verlassen. Niemand lässt sich davon einschüchtern. Die Bullen fahren mit Wasserwerfern auf. Bevor auch nur eine Flasche oder ein Stein fliegt, fluten sie den Teil der Demo, in dem ausgewiesene Sanitäter und Fotografen stehen. Es regnet Glasflaschen, Steine und alles, was dem schwarzen Block in die Finger kommt.

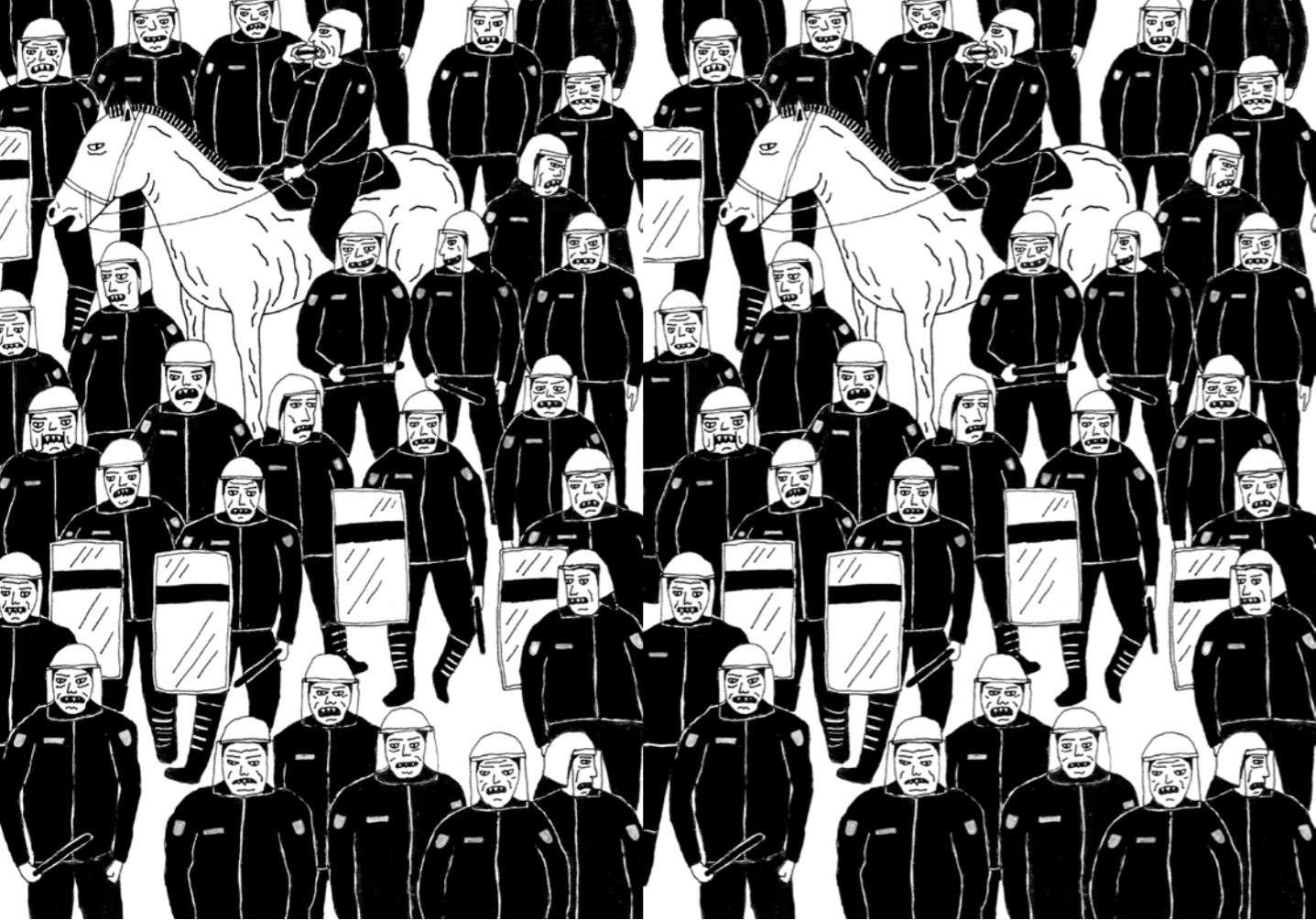
Nach ein paar weiteren angespannten Minuten machen die Bullen ernst. Hunderte Polizisten kommen auf uns zugerannt, mit Schlagstöcken in den Händen. Den Anblick werde ich nie vergessen. Die Menschenmasse hinter uns setzt sich schlagartig in Bewegung. „RUN!“, schreit mir der



Italiener noch zu. Hätte er nicht tun müssen. Wir rennen. Dann beginnt das altbekannte Hickhack, das mir schon als Jugendliche am Arsch gegangen ist. Bullen rennen – wir rennen. Bullen bleiben stehen, wir stoppen und versuchen, wieder ein paar Meter in die entgegengesetzte Richtung gut zu machen. Wir spielen eine Zeit lang mit, es wird uns aber schnell zu blöd und wir verlassen den Demozug, um die nächste Kundgebung zu suchen.

In einem Seitengässchen wechsele ich meine Klamotten und wir spazieren weiter Richtung Schanzenviertel im Stadtteil Sternschanze, Wohnzimmer der in Hamburg kultträchtigen linken Szene. An der Ecke zum Schulterblatt, einem kleinen gepflasterten Gässchen, stehen hunderte Polizisten in Reih' und Glied. Panzer und Wasserwerfer warten schon. Am Beginn der Gasse steht ein Haus mit Baugerüst. Einige Stunden später werden Molotowcocktails und Glasflaschen von hier aus auf die Polizisten fliegen. Warum sie das Ding nicht abgebaut haben, frage ich mich, als der Italiener und ich raufklettern, um vom ersten Stock aus die Lage zu überblicken. Am Schulterblatt fackelt alle hundert Meter eine Barrikade, das Pflaster der alten Straße wird aufgerissen, um Wurfgeschosse für die Bullen bereitzustellen. Ein paar Vollidioten werfen eine Hartplastik Mülltonne ins Feuer, die Szenerie versinkt in schwarzem, stinkendem Rauch. Andere Vollidioten haben nicht weit vom Schulterblatt ein Auto abgefackelt. Die ausgebrannte Karosserie steht noch am Straßenrand, als trauriges Überbleibsel eines Wutausbruchs.

„Bürgerkriegsähnliche Zustände“ wird die Presse das später nennen. „Hamburg brennt“, denke ich mir. Ich habe überhaupt keine Angst. Die Leute hier sind auf meiner Seite, ich weiß, dass mir nichts geschehen wird. Die Stimmung ist im wahrsten Sinne aufgeheizt, aber nicht bedrohlich. Wir gehen die Straße hinab, vorbei an oben ohne posierenden Jugendlichen, die Gangster-Fotos vor dem Feuer machen. Wahrscheinlich um später vor ihnen Freunden damit anzugeben, wie *hart* sie sich bei den G20-Krawallen *gegönnt* haben. Die waren das Problem. Diese Typen, die keine Ahnung von Politik oder Kapitalismuskritik haben, aber richtig draufhauen können. Sie stellen sich 'n paar Bier-



chen rein und werden zu kleinen pubertierenden Jungs, die Sachen zerstören, um zu zeigen, wie cool sie sind. Armselige Individuen.

Wir gehen weiter und nehmen auf den Stufen vor der „Roten Flora“ Platz. Das ehemalige Theater ist seit 1989 besetzt und bis heute fixer Bestandteil der autonomen Szene in Hamburg. Während der Proteste wurde hier eine Versorgungsstation für Demonstranten eingerichtet, mit Essen, Wasser und WLAN. Rund um uns herrscht entspanntes Chaos. Die Gewalt beunruhigt zwar die Anrainer, nicht aber die hunderten anwesenden Demonstranten selbst. Die meisten stehen in Grüppchen herum, trinken Bier und genießen die Show, andere trocknen ihre von den Wasserwerfern durchnässten Klamotten am Feuer. „Wo ist dieser REWE?“, fragt ein Typ, der gemeinsam mit einem anderen hastig an uns vorbeigeht. Ein anderer trägt 'ne Kiste mit Shampoos und Duschgels. „Vielleicht sind sie in diesen REWE eingestiegen“, denke ich mir und sage es dem Italiener. Wir machen uns auf den Weg.

Uns entgegen kommen nun immer mehr Leute mit Kisten, Tüten und Rucksäcken voller Lebensmittel. Wir passieren die inzwischen aufgebrochene Sparkassa und sehen schon von der Ferne dutzende Leute durch die eingeschlagenen Scheiben des Supermarktes ein- und ausgehen. Ich kann's mir nicht verkneifen. Trotz der Gaffer mit ihren Smartphones, die Videos und Fotos machen, steige ich mit

dem Italiener durch die demolierte Eingangstür. Ein Meer aus Wein, Schnaps und Scherben breitet sich im Gang mit dem Alkohol aus. Jemand ist gleich zu Beginn mit 'nem Baseballschläger oder sonstwas durch die Gänge marschiert und hat die Regale leergeräumt. Im Nachhinein betrachtet kluge Aktion, sonst wäre die ganze Szenerie promillebedingt wahrscheinlich noch viel mehr eskaliert.

Der Italiener und ich tragen eines der Holzregale aus der Brotabteilung hinaus zum Feuer. Dann sichern wir uns selbst unser Stück vom Kuchen. „Go, get some hairspray“, rufe ich dem Italiener im Lärm aus Plünderern und Randalierern zu. „Why?“, fragt er, völlig planlos. „Oh man, I'm doin' it myself,“ sage ich ihm noch genervt und hole mir sechs Dosen Haarspray. Der Italiener folgt mir. Am Weg stopfen wir unsere Taschen mit Lachs, Parmesan, Tortellini, Küchenschere und anderem Zeug voll. Erst draußen auf der Straße zeige ich ihm, wofür der Haarlack gut ist. „Gimme your lighter“, sage ich ihm und entzünde grinzend meinen Mini-Flammenwerfer. Er sieht mich entgeistert an. Ich lache, hämischer als ich das von mir selbst kenne, und verteile die anderen Dosen an umherstehende Demonstranten.

Die Polizei sieht dem Gewaltausbruch tatenlos zu und greift erst nach Mitternacht aktiv ein. Danach heißt es, man habe abgewartet, bis kein Polizist mehr in Lebensge-

fahr gewesen sei. So ein Bullshit – Lebensgefahr, wenn ich 'nen Panzer im Schlepptau habe. Für mich machte es eher den Eindruck, als wollten sie die Situation eskalieren lassen, um nachher in der Presse richtig Stimmung gegen die Linken machen zu können. Von allen Seitengassen arbeiten sich die Bullen zum Schulterblatt, dem Kern der Randalie, vor. Das Reizgas in der Luft raubt uns den Atem. Mit Wasserwerfern räumen die Beamten Demonstranten aus dem Weg, auch mich erwischen sie mit voller Wucht. Das Wasser brennt auf der Haut, vielleicht ist es auch mit irgendeinem Reizmittel versetzt. Zu diesem Zeitpunkt war es unmöglich, von draußen ins Schanzenviertel zu kommen. Nur rausgehen, das durfte man. Völlig durchnässt machen der Italiener und ich uns gegen zwei Uhr auf den Heimweg. Wir passieren eine Reihe Bullen und hören einen der älteren von ihnen eine Demonstrantin anschreien: „Verpiss dich!“ Als ich ihn frage, ob das nicht ein bisschen höflicher ginge, schreitet er energisch auf mich zu und gibt mir einen kräftigen Schulterrempler. Ich fliege mit voller Wucht nach hinten, auf den Boden, auf den Arsch. Keiner der Polizisten macht Anstalten mir aufzuhelfen. Einer hilft mir schließlich, meine Brille am Boden zu suchen, die mir wegen des Rückstoßes von der Nase geflogen ist. Ich rappel mich auf, schreie dem alten Sack irgendwas Rotziges zu und mache mich mit dem Italiener und unseren Rucksäcken voller Delikatessen auf den Weg zum Wohnmobil.

Am letzten Tag gibt es eine große Solidaritätsdemo als letztes „Highlight“. Meines Empfindens nach waren hier die meisten Menschen beteiligt, 50.000 sagt die Polizei, 76.000 sagen die Veranstalter. Flankiert von hunderten Polizisten bewegt sich die Masse durch die Stadt, Familien und Kinder sind genauso beteiligt wie Parteien, Verbände und Vereine. Alles verläuft zivilisiert, ohne Gewalt, ohne Randalie. Ein friedlicher Abschluss für dieses ganze aufgeblasene Spektakel. Am nächsten Tag reißen wir unsere Zelte ab und verlassen die Hansestadt Richtung Berlin.

Ich bin eigentlich kein radikaler Mensch. Ich war zwar viel auf Demos, aber eher als Beobachterin, ich bin nie gewalttätig geworden und der schwarze Block hat mich sowieso nicht interessiert. Aber irgendwas macht dieses Chaos mit einem, es ist wie ein Rausch. Ein Gefühl von Macht und ein Hauch Revolution greifen um sich, plötzlich ist jeder Bulle eine Provokation und jeder randalierende Vollidiot ein Verbündeter. Viele Leute haben mich im Vorhinein gefragt, warum ich überhaupt da hinfahre. „Demonstrieren bringt doch eh nichts“, sagten sie, und „Egal was dort passiert, es wird sich nichts ändern.“ Mag schon sein, denke ich mir. Vielleicht bin ich hingefahren, einfach weil Thommi, Ali und der Italiener noch einen Platz im Wohnmobil frei hatten. Vielleicht bin ich hingefahren, weil ich schaulustig und sensationsgeil bin. Wahrscheinlich war es aber doch die Wut, die mich da hingetrieben hat. Zum Beispiel die Wut darüber, dass diese Heinis sich demonstrativ in einer Millionenstadt treffen und das Leben aller Einwohner für ein paar Tage auf den Kopf stellen. Darüber, dass alte Damen daran gehindert werden, in die Arbeit zu kommen oder Eltern daran, ihre Kinder von der Schule abzu-

holen. Oder die Wut darüber, dass sie sich ausgerechnet in einer Stadt versammeln müssen, die sich seit jeher durch eine aktive und starke linke Szene auszeichnet. Das ist die reinste Provokation.

Vielleicht ist es auch die Wut über dieses Ohnmachtsgefühl, dass diese gottkomplexierten Heinis über unsere Köpfe hinweg entscheiden, wie unser zukünftiges Leben aussieht, was mit den Ressourcen und Produkten geschieht, die die Menschen mühselig in verkackten 40-Stunden-Wochen auf die Beine stellen. Vielleicht macht mich auch das Gelabere über die Schere zwischen Arm und Reich wütend – das ist keine verdammte Schere, das sind zwei Klassen. Und wenn du in der armen Klasse bist, hast du ausgeschissen und kannst dir von 'nem 25-jährigen Bullenheini aus Bayern erklären lassen, dass du jetzt *hier* am Gehsteig nicht gehen darfst, sondern nur zwei Meter weiter links. Er weiß nicht, warum, er weiß auch nicht, was ihm das Recht gibt, mir zu sagen, wo ich gehen darf und wo nicht. Und ich weiß es langsam auch nicht mehr.

Paradoxerweise war es wohl am meisten die Wut darüber, dass das Demonstrieren sowieso nichts bringt und dass sich an all dem, was mich wütend macht, nichts ändern wird, die mich nach Hamburg geführt hat. Nach all diesen Demos, an denen ich teilgenommen habe und in Anbetracht all dieser Forderungen, die weder gehört noch berücksichtigt wurden, frage ich mich mittlerweile: Warum haben wir überhaupt ein Demonstrationsrecht? Kann es sein, dass das reines Opium für's Volk ist? Um uns glauben zu lassen, wir hätten in irgendeiner Form ein Vetorecht?

Hamburg zeigt wieder einmal: Nein, das haben wir nicht. Die Abhaltung des Gipfels in der Hansestadt wird bis heute verteidigt, von Merkel, Polizeiführer Hartmut Dudge, Hamburgs Bürgermeister Olaf Scholz und den anderen Verantwortlichen. Die Schuld für die Ausschreitungen wird bei linken Krawallmachern gesucht, Berichte von Polizeigewalt und übermäßigem Pfefferspray- und Reizgaseinsatz als linke Propaganda abgetan. Dass dieser Gewaltausbruch am Schulterblatt kontraproduktiv und unnötig war, ist klar. Dass durch Vandalismus und Diebstahl weder Kapitalismus bekämpft noch die Globalisierung eingedämmt werden, ist auch klar. Aber dass die Proteste zeigen, dass Demonstrieren genau gar nichts bringt, sollte nicht selbstverständlich sein. Nichts ändert sich – ob mit Gewalt oder ohne. Hunderttausende Menschen kommen aus der ganzen Welt zusammen, um ihrem Unmut über dieses kapitalistische, repressive, ausbeuterische System Luft zu machen und was sind die Reaktionen von oben? Überstrenge Strafen für Randalierer, mit höherem Strafausmaß, als die Staatsanwaltschaft forderte, Steuer- und „Terrorrazien“ in der „Roten Flora“, dreiste Beschuldigungen vonseiten der Exekutive und schiere Ignoranz des kundgetanen Protests vonseiten der Mächtigen. Da frage ich mich: Wie soll sich denn dann was ändern?
